



**Landesamt für Denkmalpflege [Hrsg.] (red. v. Katharina Benak, Christine Kenner, Margit Krenn, Alexandra Ziegler); Die Kirche St. Peter in Petersberg bei Fulda. Denkmalpflege und Forschung** (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 20); Darmstadt: Theiss 2014; 416 S., zahlr. farb. Abb.; ISBN 978-3-8062-2609-6; € 24,90

Seitdem der frisch promovierte Tübinger Kunsthistoriker Georg Weise 1916 in den Ostteilen der Kirche von Petersberg bei Fulda, die heute bis an die Autobahn als Kirche der hl. Lioba beworben wird, einen karolingischen Bau erkannt hat, findet die Anlage in der Fachwelt eine gewisse Beachtung. Zwar haben die Bautätigkeiten des 12. und 15. Jahrhunderts das Erscheinungsbild stark überformt, aber das eigenwillige Ensemble, bei dem sich die beiden romanischen Türme über dem Chor und im Westen fast unter das gotische Langhaus ducken, lässt schon in der Fernsicht einen alten Kern erahnen, der sich dem Besucher der Ostkrypta dann auch schnell und eindrücklich erschließt.

Nach Abschluss denkmalpflegerischer Maßnahmen in den Jahren 2002 bis 2007, bei denen der Langhaussaal im Inneren in ein blasses pompejanisches Rot getaucht wurde und so farbigen Anschluss an das derzeitige Suchen um neue Raumwirkungen in alten Kirchenbauten fand – die Denkmalpflegerin Katharina Traupe hat dies 2008 gar stilistisch gerechtfertigt<sup>1</sup> –, soll der vorliegende, reich bebilderte Band sowohl die Maßnahmen dokumentieren als auch die kunsthistorische Bedeutung des Petersberges erörtern. Dies war nicht zuletzt deshalb notwendig geworden, da der Konsens der Forschung über die karolingische Krypta 1991 durch Ulrich Rosner und dann 1992 durch Werner Jacobsen infrage gestellt worden war. Sie sahen hier eher eine Substanz des 10. beziehungsweise 11. Jahrhunderts, was auch die schwach erhaltenen Malereien in der Krypta nicht mehr karolingisch gemacht hätte. Dem tritt der Band mit Nachdruck entgegen.

In insgesamt 19 Beiträgen werden sehr unterschiedliche Aspekte – von Berichten über die denkmalpflegerischen Maßnahmen, Würdigungen des aktuellen geistlichen Lebens in Petersberg, Zusammenstellungen zur Geschichte bis hin zu verschiedenen Forschungszugängen der unterschiedlichen Zeitstellungen – präsentiert, deren heterogene Fülle hier nicht zu referieren ist. Aufgrund der überregionalen Bedeutung soll sich auf den vorromanischen Bau und seine Ausmalung konzentriert werden, für den Christine Kenner den Forschungsgang referiert (127–143), bevor Harald Weiß

1 Katharina Traupe, „Petersberg. Pfarrkirche St. Peter (Grabeskirche der Hl. Lioba). Innensanierung“, in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 60 (2008), S. 340–342, hier S. 341: „[Die kräftig rote Wandfassung] unterstützt zum einen die Wirkung der barocken Ausstattung, zum anderen erfährt die Architektur des lichtdurchfluteten großräumigen und hell gefassten Chorhauses damit eine deutliche räumliche Steigerung, so wie es dem romanischen Kirchenraum entspricht. Diese ‚moderne‘ Interpretation historischer Gestaltungsprinzipien unterstützt gleichzeitig die ‚gotische‘ Raumwirkung des Langhauses.“

knapp die Grabungen am Kryptenfundament vorstellt (und die ältere Rekonstruktion eines apsidialen Abschlusses widerlegt) (145–149), bevor Stefan Schopf akribisch die Bauphasen des Gesamtbaus differenziert und damit die Grundlage für die Diskussion der Architektur legt (151–228), was Susanne Zwicker durch Beobachtungen an den (gotischen) Dachwerken ergänzt (229–237). Mit einem Wiederabdruck des grundlegenden Beitrags von Hilde Claussen zur Peterberger Reliquiennische<sup>2</sup> leiten sich die Beiträge von Uwe Lobbedey zur architekturgeschichtlichen Einordnung der ältesten Bauteile (263–282) und von Christine Kenner zu den vorromanischen Wandmalereien (283–392) ein, die zusammen mit dem Beitrag Schopfs als Kern des Bandes gelten können.

Dem ältesten Bau zugehörig sind den Untersuchungen Stefan Schopfs nach nicht nur die ursprünglich aus drei Längsstollen gebildete Ostkrypta mit ihrem leicht vortretenden rechteckigen Chorschluss einschließlich ihrer Tonnenwölbungen, sondern ebenso erhebliche Teile im Aufgehenden des Chores, Reste in der nördlichen Langhauswand sowie vor allem im westlichen Langhausabschluss bis in so erhebliche Höhe, dass die Gesamterstreckung des ursprünglich basilikalischen Langhauses ablesbar ist (153–167, vgl. Tafel XVI u. XVII mit isometrischen Modellen sowie die Baualterspläne Tafel XII bis XV). Die Datierung in die schriftlich breit überlieferte Gründungszeit unter dem Fuldaer Abt Hrabanus Maurus, der 836 oder 838 hierhin die Gebeine Liobas überführen ließ, bestätigen die bereits von Hilde Claussen publizierten dendrochronologischen Daten der Hölzer der Reliquiennische in der Krypta (1972: 834 +/-2, nach Neuuntersuchung vor 825) und ein inzwischen geborgenes (Buchen-)Holz aus der Ostwand des Mittelrisalits der Krypta, das durch Synchronisierung mit der Eichenkurve und durch eine C14/AMS-Untersuchung in den Zeitraum 789–835 einzuordnen ist (225f.). Uwe Lobbedey findet für die Kritik an dieser Konsensdatierung durch Rosner und seine Nachfolger deutliche Worte und geißelt sie als „Erkenntnisverweigerung“ (270), da sie die eindeutigen Befunde der Reliquiennische missachte und eine im Befund ausgeschlossene Wiederverwendung der dortigen Eichenbohlen postuliere. Dies dürfte auch der Grund gewesen sein, weshalb die Redaktion den Beitrag von Hilde Claussen mit seinem Protokoll der Befunderhebung hier noch einmal abgedruckt hat. Die Versuche einer Umdatierung in nachkarolingische Zeit dürften somit ad acta gelegt werden können.

Lobbedey kann für den karolingischen Bau nicht zuletzt dank der jetzt dokumentierten zugehörigen Partien im Westen eine ungewöhnliche Steilheit erschließen, die er mit asturischen Bauten des 9. Jahrhunderts vergleicht, wo sich auch ähnliche Tonnenwölbungen finden (266). Für die als Bogenlaibung dienenden Säulen verweist er auf Grenoble oder Germiny-des-Prés, also westfränkische Bauten, bei denen vielleicht Spielarten karolingischer Architektur erhalten sind, die im ostfränkischen Reich verloren gingen, weshalb das dortige Erscheinungsbild durch die breitgelagerten Bauten in der Nachfolge frühchristlicher Basiliken wie Seligenstadt verzerrt wird. Lobbedeys Vorsicht ist dabei wohlthuend, denn die derzeitige Erweiterung der Denk-

2 Vgl. Hilde Claussen, in: *Frühmittelalterliche Studien* 21 (1987), S. 245–273.

malkennntnis frühmittelalterlicher Architektur – erwähnt sei wegen der aktuellen Prominenz nur die Mainzer Johanniskirche – bringt deutlich mehr Spielarten der Architektur hervor, als dies die kanonengeprägte Kunstgeschichte zulassen möchte. Gleiche Vorsicht möchte man dann auch gegenüber den vielen Varianten von Einzelformen, insbesondere an Kapitellen, aber auch bei Gesimsprofilen, einfordern, deren Datierungsreihen immer noch der Gänsemarsch linearer Entwicklungsfolgen in den Knochen steckt. Mit Lobbedey dürften die Petersberger Zungenkapitelle – trotz der jacobenschen Einschätzung als nachkarolingisch – auch im zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts möglich sein.

Ausführlich setzt sich Lobbedey mit der sogenannten Sola-Basilika in Solnhofen und der Klosterkirche in Schlüchtern auseinander, deren Krypten mit Petersberg verglichen und die von Werner Jacobsen als Argument für eine Spätdatierung herangezogen wurden. Dem folgte zuletzt Christian Later 2011 in seiner Monographie zu Solnhofen. Lobbedey zeigt die besondere Nähe bis hin zu den Dimensionen zwischen Petersberg und Solnhofen auf, wo jedoch eine Vereinfachung des Raumgefüges zu erkennen ist. Er vermutet deshalb eine Planübertragung (!) aus Fulda in die Fuldaer Probstei Solnhofen und nimmt die dortigen Kapitelle und Gesimse aus der Diskussion heraus, da sie in sehr heterogenen Größenverhältnissen und Formen vermutlich Spolien seien (275f.). Die anderen Datierungsargumente Laterers weist er einzeln zurück. Er resümiert: „Die Datierung der in Resten bestehenden Basilika [Solnhofen] in die Zeit nach der Mitte des 11. Jahrhunderts ist – so auch Later – ausgeschlossen, die Datierung in das 9. Jahrhundert ist es nach unserer Auffassung hingegen nicht.“ (276) Dem schließt sich der Rezensent uneingeschränkt an.

Deutlich ferner steht die Krypta von Schlüchtern zu Petersberg, die bereits Weise zum Vergleich herangezogen hatte. Auch Rosner zählt sie zur Fuldaer Gruppe, wohin jedenfalls historische Verbindungen bestanden zu haben scheinen. Lobbedey charakterisiert die Krypta freundlich als Reduktion des Petersberger Typus (277), deutlicher könnte man sie auch als eine der zahlreichen Spielarten von Stollenkrypten ansehen, deren Existenz vielleicht auf die Fuldaer Gruppe verweisen mag, die als Datierungsargument für Petersberg aber unbrauchbar ist. Insgesamt sind weder aus Solnhofen noch aus Schlüchtern Hinweise abzuleiten, die eine Datierung der ältesten Bauteile der Petersberger Kirche in die Zeit Hrabans zwingend infrage stellen könnten.

Damit ist das Feld frei für eine Datierung der Wandmalereien in der Krypta in die Zeit des großen karolingischen Autors, Fuldaer Abtes und schließlich Mainzer Bischofs. Die Befunde scheinen eindeutig zu sein: Die Malerei ist in zwei Phasen zu differenzieren, wovon die ältere Phase in dem Ostweststollen der Krypta liegt, die zweite, erweiternde Phase eine Ergänzung szenischer Darstellungen im westlichen Querstollen sind. Die ältere Ausmalung liegt auf einer Tünche des bauzeitlichen, großflächig erhalten Putzes, wobei Ritzzeichnungen in den feuchten Putz und partielle freskale Einbindungen der sonst in Seccotechnik erstellten Ausmalung auf einen unmittelbaren zeitlichen Zusammenhang zwischen dem Putz und der Ausmalung hinweisen (296). Für eine stilistische Einordnung der ältesten Malerei fehlen im rudimentären Erhaltungszustand selbst die geringsten Anhaltspunkte, auch wenn sie

kurz nach der Freilegung 1910 durch Reinhold Ebeling in zuverlässigen Aquarellen dokumentiert wurden (Tafel VI bis XI). Die wenigen Reste eines Ornamentbandes in den Fensterlaibungen des Chorobergadens, deren Kreuzblüten zu weitverbreiteten Formen seit karolingischer Zeit zählen (der Vergleich auf Seite 295 mit dem Fuldaer Evangeliar Ms. 9 in Erlangen, um 835, ist treffend) oder die Hinweise auf kostbare Farbmittel und große Farbigkeit (auch hier auf Seite 304f. wieder ein Verweis auf die Handschrift) sind für eine Datierung allein nicht aussagekräftig. Christine Kenner schlägt deshalb einen anderen Weg ein, um die Autorschaft Hrabans nahelegen zu können. So geht sie von dessen überlieferten Altartituli und Weiheinschriften aus, die die Patrozinien der einzelnen Raumkompartimente gut belegen. Diese bringt sie mit den Malereiresten zusammen und entwirft daraus theologische Programme, die sie in den Schriften Hrabans wiederfindet. Dies ist ein sehr ambitionierter Entwurf und basiert auf einer großen Materialfülle, aber er betritt teilweise dünnes Eis. Schon die einleitende Rekonstruktion der Chorausmalung (287–293), in der aus der Kombination von Christi Himmelfahrt und Pfingsten im Titulus analog zu der äußerst seltenen Kombination beider Thema insbesondere auf Pilgerampullen aus Palästina ein Ausmalungsprogramm rekonstruiert wird, auf das sich alle anderen Partien beziehen würden, muss sich vergegenwärtigen, dass dafür selbst jeder kleinste Rest eines Befundes von Wandmalerei fehlt und auch nicht durch beispielsweise eine Nachfolge an anderem Ort gestützt werden könnte.

Sicherer im Befund ist die Malerei in der Krypta mit der thronenden Gottesmutter in der Mandorla im Mittelstollen, die von Heiligen flankiert wird. In acht Medaillons werden Büsten weiterer Heiliger am Stolleneingang präsentiert, die Kenner als Personifikationen der acht Seligpreisungen lesen möchte (328f.), um daraus die ekklesiologische Thematik und den christologischen Bezug zum Chor oben weiter ausgestalten zu können. Natürlich findet sich für die Seligpreisungen im Kreuzeslob Hrabans auch ein Figurengedicht, aber in der Wandmalerei selbst fehlt ein Argument, um die Medaillons nicht beispielsweise – wie in der Literatur bereits geschehen – mit den acht Jungfrauenheiligen zu identifizieren, die wenige Schritte westlich von den Medaillons in der Reliquiennische geborgen waren. Damit soll dem anregenden und gelehrten Gedankengebäude Kenners nicht widersprochen werden, aber es verlässt das gesicherte Fundament des Befundes weit und baut darauf hohe Türme der Bedeutung. Letztlich dienen diese Interpretationen des eigentlich nicht unüblichen Programms (der mariologische Mittelstollen wird durch Johannes den Täufer und Propheten im Norden und Engel um den Erzengel Michael im Süden flankiert, während im Chor oben durch die Tituli die Nebenchöre für Bekenner- bzw. Märtyrereilige reserviert sind) der Parallelisierung mit der Theologie Hrabans, um diesen als Autor eines solchen Programms zu belegen. Das gibt aber allein schon der technische Befund des Putzes einigermaßen sicher her, und die in relativ großer Breite überlieferten historischen Quellen lassen kaum Zweifel daran, dass Hraban hier seinen Alterssitz nach der Abdankung als Abt nach seinen Vorstellungen einrichtete – bevor er als Greis noch den Mainzer Erzstuhl übernehmen musste. Es wäre eher überraschend, wenn Hraban hier keinen Einfluss genommen hätte, zumal er ja die Tituli et cetera

verfasst hat. Diese wiederum sind die Grundlage für die Lesart, mit der Kenner hier die Malerei sowohl der erhaltenen als auch der verlorenen Partien auslegt. Es mutet deshalb so an, als ob man sich hier auf sehr vielen gut bebilderten und unterhaltsamen Seiten etwas im gelehrten Kreis drehen würde. Das soll aber den Ansatz nicht schmälern: Es ist anregend, die Programmatik einer Ausmalung einmal ausführlich durchzudiskutieren, wenn man zudem neben den Bildern noch zugehörige Texte und ein intellektuelles, theologisches Umfeld des Autors zur Verfügung hat. Ganz sicher ist das mehr im Sinne einer mittelalterlichen Exegese und Homilienliteratur als beispielsweise im Sinne der Nüchternheit naturwissenschaftlich determinierter Diskussionsdiskurse moderner Geisteswissenschaft und Denkmalpflege.

Die zweite Ausmalungsphase auf deutlich abweichendem Putz zeigt mit christologischen Szenen (unter anderem Darbringung im Tempel, Taufe Christi) eine thematische Ergänzung, die jedoch stilistisch kaum einzuordnen ist (306–309). Kenner möchte sie nur unwesentlich von der Erstausmalung zeitlich absetzen und verweist dafür auf Fulda-Neuenburg mit seiner malerischen Ergänzung etwa 10 bis 15 Jahre nach Fertigstellung, schließt aber auch eine Neugestaltung um 1000, als das Langhaus umgebaut wurde, nicht aus. Als Vergleiche bildet sie Szenen aus dem Fuldaer Sakramentar in Göttingen (Ms. theol. 231, um 975) ab, was angesichts des Erhaltungszustandes der Wandbilder aber kaum zu beurteilen ist. Immerhin bezeugen die Szenen eine intensive Blüte des Petersberges über Hraban hinaus.

Insgesamt enthält der heterogene, umfangreiche Band eine solide baumonographische Analyse des erhaltenen Bestandes und eine gewinnbringende Diskussion der damit zusammenhängenden Aspekte. Dies ist eine angemessene Publikation für einen interessanten Kirchenbau, dem im Kreis der Bauten um die Fuldaer Abteikirche aufgrund seiner Geschichte, seines Bautypus und seines erhaltenen Bestandes eine besondere Rolle zukommt. Die reiche Ausstattung des Bandes mit gut gedruckten Farbbildern und auch das Planmaterial tragen erheblich zur Nachvollziehbarkeit der Texte bei. Kritik sei nur an der Unsitte der Fußnotenballung am Ende der Aufsätze geäußert, die mehr verleger- als leserfreundlich ist und ein andauerndes Hin- und Her-Blättern erfordert, zumal sich in den Anmerkungen oft erhebliche Nebeninformationen verbergen.

KLAUS GEREON BEUCKERS  
*Universität Kiel*